Mehr Hochsprache tut not!

Autor(en): **Spuler, Linus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1991)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mehr Hochsprache tut not!

Von Dr. Linus Spuler

Vorbemerkung der Schriftleitung: Mitte Dezember erschien im Zürcher «Tages-Anzeiger» ein Beitrag von einem Niklaus Ramseyer unter dem Titel «Schweizer Schriftdeutsch darf nicht sterben», worin *dem* «Schriftdeutsch» als *dem* «Schweizer Hochdeutsch» das Wort geredet wird. Das scheint uns verfehlt, denn wir haben dies gar nicht nötig, und zwar ganz einfach deshalb nicht, weil die meisten Deutschschweizer, die bewußt hochdeutsch reden und erst recht schreiben, unfehlbar einen eigenen Ton beibehalten bzw. Wendungen gebrauchen, die sie schnell als Alemannen erkennen lassen. Die Leute aufzufordern, solcherart «Schriftdeutsch» zu pflegen, um ja nicht als Bundesdeutsche verkannt zu werden, ist mehr als müßig. Wenn Friedrich Dürrenmatt und vor ihm Rudolf Minger ihr jeweiliges Hochdeutsch nicht «höcher» sprechen konnten, so müssen wir das einfach zur Kenntnis nehmen, können in ihnen aber sicher keine Vorbilder sehen! Max Frisch hingegen kann nicht in den Verdacht kommen, nur «Schriftdeutsch» gesprochen zu haben, da ihn sein weltstädtischer Lebensraum sichtlich anders geprägt hat. Auf solcher Offenheit beruht der folgende Aufsatz *ck.*

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Im Sprachalltag der Deutschschweiz scheinen jedoch immer mehr Leute je länger, desto unbeirrter allein vom Brot der Mundart leben zu wollen. Nicht nur, daß man, wie es üblich und althergebracht ist, die mündliche Kommunikation in Mundart führt, nein, die Mundart hat auch dort Vorrang, wo noch vor etwa 20 Jahren die Hochsprache eine Selbstverständlichkeit war, z. B. im Umgang mit Anderssprachigen, seien sie Geschäftspartner oder Touristen, im Gottesdienst und in kirchlichen Zeremonien wie Taufe und Heirat. Im Inseratenteil mancher Zeitungen und Illustrierten, im privaten Briefverkehr, in offiziellen Ansprachen wird Mundart immer häufiger. Die *Mundartwelle* ist nicht mehr im Kommen, sie ist am Überschwappen, besonders seitdem Radio und Fernsehen sie mittragen...

Gewiß, die Mundart hat hohe Werte in sich: in ihr hören wir die Eigenart jeder Gegend; ihre große Aufgabe ist es, uns Heimat zu sein, unsere Herztöne und das Bodenständige durchklingen zu lassen. Wohl kaum einer spricht ihr die Fähigkeit ab, auch für moderne, technisch-komplizierte Zusammenhänge, für geistig anspruchsvolle Gedankengänge ein durchaus geeigneter Kommunikationsträger zu sein. Wir sind uns alle einig, daß sie niemals durch die Hochsprache, schlicht und etwas schief als Schriftdeutsch bezeichnet, verdrängt werden darf und daß sie in dem ihr zustehenden Rahmen Ausdruck unserer deutschschweizerischen Wirklichkeit bleiben muß. Genau so darf umgekehrt die Hochsprache nicht durch die Mundart verdrängt werden, wo die Hochsprache angemessen ist. Denn wir wollen sowohl die Welt der Werktätigen wie die des Geistes, der Phantasie, der Intuition weltoffen und innerhalb einer großen und weiten Kulturteilhabe sprachlich miterleben, aber auch mitprägen und fördern. Die Mundart kann nicht alles sein für ein Land,

in dem verschiedene Volksgruppen ihren gemeinsamen Staat haben; sie darf nicht alles sein für ein Volk, das aus dem Verkehr mit andern Völkern und Staaten kulturell und wirtschaftlich Nutzen zieht und dadurch sich selber bereichert und geistig entfaltet.

Es ist nicht zu übersehen, daß sich die breite Masse der Deutschschweizer mit dem Hochdeutschreden und mit dem Hochdeutschschreiben (eben mit dem Schriftdeutsch) schwertut. Wohl war es schon immer eine Minderheit, die sich in der Beherrschung der *Standardform unserer Muttersprache* ebensosicher fühlte wie in der Mundart. Keinesfalls dürfen wir aber hieraus den Schluß ziehen, es werde sich immer und wie von selber jener Bedarf an Sprachkönnern decken lassen, der unsern Staat und unsere Gesellschaft, unsere Wirtschaft und Kultur in Gang und auf Rang hält. Die Hintansetzung der Hochsprache in den öffentlichen Medien, in den Schulen und in der Gesellschaft birgt für den Staat und das Volk im Ganzen ernstzunehmende Gefahren: Die Risse zwischen den Volksgruppen und den sozialen Schichten, die Gräben zwischen den Landesteilen tun sich immer weiter auf. Die Lücken an solchen, die das Hochdeutsch leicht und sicher meistern, werden auch in Führungsgremien aller Stufen immer spürbarer, weil immer mehr Deutschschweizer dem ausschließlichen Gebrauch der bequemen und vermeintlich mundgerechteren Mundart erliegen und die Anstrengungen zum Erwerb und Gebrauch eines *wenn auch schweizerisch gefärbten, doch einwandfreien Hochdeutsch* in Wort und Schrift scheuen.

Es ist ein Irrtum zu glauben, wir Deutschschweizer hätten eine besondere Sprachsituation zu meistern: In vielen Ländern verlangt die Umstellung von der Umgangssprache (oft genug ist sie eine eigenständige Mundart) zur Hochsprache von den meisten Betroffenen eine gehörige Portion Anstrengung. In manchen Ländern ist die Sprachwirklichkeit mit noch mehr Schwierigkeiten verbunden als in der Deutschschweiz; man nehme doch nur zur Kenntnis, was Schriftsteller z. B. aus Südamerika, aus Afrika zu berichten wissen!

Weil die Mundartwelle eine sogenannte Volkswelle ist, reiten allzu viele allzu gerne auf dieser Welle; sie glauben dem Volk zu geben, was des Volkes ist... Welche Einfalt! Gerade in Fragen, die für die Gesamtheit eines Landes so wichtig sind, sollte man besser unterscheiden zwischen dem immer wieder angesprochenen, im Grunde aber doch bequemen «Durchschnittsbürger», dem «Mann von der Straße», und dem zukunftsbewußten und aufs Ganze bedachten Bürger.

Einsicht tut not – vor allem dort, wo sprachlich und sprachpolitisch Weichen gestellt werden, d. h. in Führungsstäben aller Art sowohl wie in den Medien, zuallererst aber in den Bildungsanstalten aller Stufen, wo der Grundstein für unsere Einstellung zur Muttersprache in ihren beiden Formen gelegt und die so notwendige sprachliche Kompetenz gefördert wird.